

Mitteldeutsche Lebensbilder

Herausgegeben von der
Historischen Kommission für die Provinz Sachsen
und für Anhalt

D r i t t e r B a n d
Lebensbilder des 18. und 19. Jahrhunderts

Magdeburg 1928

Selbstverlag der Historischen Kommission

Johann Matthias Schroeckh.

Die Universität Wittenberg hat die einzigartige Stellung, die ihr in ihren Anfängen die Zugehörigkeit Luthers, Melancthons und anderer Träger des reformatorischen Geistes verlieh, nicht auf die Dauer beibehalten können; doch behauptete sie sich bis an den Ausgang des sogenannten kirchlichen oder konfessionellen Zeitalters als eine der Hochburgen des „echten“ Luthertums in hohem Ansehen. Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts schien jedoch der Glanz der „Leukorea“, wie sich die Hochschule nannte, zu erlöschen; es vollzog sich an ihr ein merkbarer Abstieg von der bisher innegehaltenen Höhe. Allein noch einmal erhebt sich, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Stiftung Friedrichs des Weisen aus dem Verfall, und ihre letzten fünfzig Jahre dürfen als das Zeitalter eines neuen Aufstiegs bezeichnet werden. Mit unwesentlichen Ausnahmen finden wir in allen Fakultäten die Lehrfächer von tüchtigen und fleißigen Dozenten besetzt, und unter diesen eine nicht ganz geringe Anzahl solcher, deren Namen in der Geschichte ihrer Wissenschaft rühmlich fortleben. Zu diesen Spizen des Wittenberger Gelehrtentums aus den letzten Zeiten der Leukorea gehört auch Johann Matthias Schroeckh, dessen Gedächtnis die folgenden Zeilen erneuern wollen.

Schroeckh war kein Eingeborener unserer Provinz. Seine Geburtsstadt war Wien; mütterlicherseits aber führt sein Ursprung in die protestantischen Kreise Ungarns. Es ist bekannt, daß in Ungarn der Protestantismus, und zwar in der Form des Luthertums, nicht ohne Nachwirkung der langjährigen Herrschaft der Türken, die duldsamer war als die des Katholizismus, sich stets in einer gewissen Bedeutung behauptet hat. Nach außen hin aber hatte das ungarische Luthertum einen starken Rückhalt an der Ursprungsstätte der Reformation. Der Universität Wittenberg fehlte

es zu keiner Zeit an ungarischen Studenten, für die dort durch reichliche Stipendien und sonstige Einrichtungen bestens gesorgt war. Gleichwohl sind es nicht diese Beziehungen gewesen, die Schroeckh mit der Leukorea in Verbindung gebracht haben; erst auf Umwegen hat ihn das Geschick an den Strand der Elbe geführt, nachdem jedoch schon seine früheste Entwicklung durch Luther und Luthertum beeinflusst und bestimmt worden ist.

Schroeckh wurde am 27. Juli 1733 geboren. Sein Vater war Kaufmann, die Mutter Euphrosina, die Tochter des Seniors der evangelisch-lutherischen Prediger zu Preßburg, Matthias Bel. Schon in frühen Jahren, so erzählt Schroeckh selbst, flößten ihm die Eltern, zumal die fromme und hochgebildete Mutter, ihren Eifer für Religion und Gottseligkeit ein. Und dieser Eifer verstärkte sich in dem Maße, als der Knabe mit zunehmenden Jahren der Unduldsamkeit gewahr wurde, die zumal die herrschende katholische Geistlichkeit dem Häuflein der Evangelischen entgegenbrachte, und für die Zurücksetzungen und Unbilden, die letztere vielfach über sich ergehen lassen mußten, Verständnis gewann. In dem hochgemuten Knaben erwachte unter solchen Eindrücken der Trieb, einst Prediger unter seinen Glaubensgenossen zu werden, ihnen das wiedergebrachte Evangelium zu künden und sie in aller Trübsal und Unterdrückung diesem nur um so fester zu verknüpfen.

Den ersten Unterricht im Christentum und in den Anfangsgründen der Wissenschaft erhielt Schroeckh durch Hauslehrer; um ihm aber den Zugang zur höheren Bildung zu eröffnen, mußten sich die Eltern entschließen, den etwa Zehnjährigen zu seinem Großvater Bel nach Preßburg zu geben und ihn dort das lutherische Gymnasium besuchen zu lassen. Doch bot auch diese Anstalt dem ebenso lernbegierigen wie begabten Knaben wenig. Dagegen schreibt er es dem Beisammensein mit dem Großvater, einem gelehrten und literarisch gebildeten Mann, der seine Muse zur Abfassung eines umfassenden Werkes über Ungarn verwandte, zu, daß in ihm der Sinn für Geschichte geweckt wurde. Daneben hielten die Bedrängnisse, denen im Staate der Habsburger doch auch der ungarische Protestantismus ständig ausgesetzt war, den

Knaben in seinem religiösen Eifer fest. Mit lebhafter Begierde suchte er sich vor allem Bücher der eigenen Konfession zu verschaffen, die, unter dem argwöhnischen Auge der Polizei, bei den Glaubensgenossen in großer Heimlichkeit von Hand zu Hand gingen; eine antipäpstliche Schrift jener Tage hat der junge Schroech einst, bevor er sie weiter gab, von Anfang bis zu Ende abgeschrieben.

Einen neuen Abschnitt im Leben des Heranwachsenden leitete der 1749 erfolgte Tod des Großvaters ein. Der Vater hatte gewünscht, den Sohn in die Handlung zu nehmen, aber er stand auf dessen und wohl auch der Gattin Bitten davon ab und entschloß sich nunmehr, ersteren zur Vollendung seiner Erziehung ins evangelische Deutschland zu senden. So kam der junge Schroech nach Magdeburg, um die Schule von Klosterbergen zu besuchen. Sie stand damals unter der Leitung des „Abtes“ Steinmetz, dessen Ruf bis nach Wien gedrungen war. Schroech lernte die Anstalt bald lieben; der erbauliche Geist, der dort herrschte, zog ihn an; es war ihm eine Wonne, seinen religiösen Gefühlen freien Ausdruck geben, seine religiösen Bedürfnisse ungehemmt befriedigen zu dürfen. Aber auch wissenschaftlich machte er Fortschritte; er urteilte, er habe in Klosterbergen in anderthalb Jahren mehr und nach besserer Methode gelernt als alle die vorausgegangenen Jahre in Preßburg. Nur ungern verließ er daher im Herbst 1750, siebenzehnjährig, auf Geheiß des Vaters Magdeburg, um in Göttingen das Hochschulstudium zu beginnen.

Die erst 14 Jahre zuvor gestiftete Universität des Kurstaates Hannover befand sich noch im ersten Flor; in allen Fakultäten hatte der Kanzler von Münchhausen die besten Lehrkräfte, die sich nur aufreiben ließen, am Leinestrand versammelt. So fand Schroech hier für seinen Lerneifer reiche Befriedigung und hörte fleißig Vorlesungen. Nachhaltig haben ihn von allen zwei Dozenten der Georgia Augusta beeinflusst: Johann David Michaelis, der ihn in das Studium der morgenländischen Sprachen und in die Methode der wissenschaftlichen Forschung einführte, und der Professor der theologischen Fakultät Johann Lorenz Mosheim, der gefeierte Meister der Kirchengeschichte.

Schroech war mit dem Vorsatz nach Göttingen gekommen, Theologie zu studieren, um dermaleinst, wie er schon als Knabe geträumt, seinen Glaubensgenossen in der Diaspora das Gotteswort zu künden, und zumal die Vorlesungen und Übungen, die der schon genannte Mosheim über geistliche Beredsamkeit hielt, konnten den Jüngling in seinem Vorsatz anfangs nur bestärken. Noch viel später entsann er sich der Freudigkeit, die ihn beseelt hatte, als er nach Mosheims Anweisung zum erstenmal predigte. Trotzdem führte ihn die nähere Einsicht, die er auf der Hochschule in das Wesen und die Obliegenheiten des geistlichen Amts gewann, mehr und mehr zu der Überzeugung, daß er für dieses nicht geeignet sei.

In dieser Krisis erreichte — um Michaelis 1754 — den jungen Schroech ein Ruf seines mütterlichen Oheims, des Leipziger Professors Karl Andreas Vel. Der Nefte sollte nach Leipzig kommen, um dort seine akademischen Studien zum Abschluß zu bringen und gleichzeitig Vel bei dessen literarischer und redaktioneller Tätigkeit als Herausgeber der „Leipziger Gelehrten-Zeitung“ und der „Acta eruditorum“ zur Seite stehen, insbesondere Besprechungen der neuen Erscheinungen des wissenschaftlichen Büchermarktes liefern. Eine seltsame Zumutung für den einundzwanzigjährigen Anfänger! Doch fand sich Schroech nach anfänglichem Sträuben in die neue Beschäftigung, vielleicht nur notgedrungen, denn wie es scheint, übernahm der Onkel die Unterhaltung des Jünglings, dem wohl die Mittel aus dem Waterhause ausgegangen waren. So hat Schroech sechs bis acht Jahre hindurch eine große Anzahl von Besprechungen und zum Teil weitläufigen Bücherauszügen für jene periodischen Veröffentlichungen besorgt, wie er gesteht, mit geringer Neigung. Ohne Nutzen sind freilich diese Arbeiten für Schroech nicht gewesen; er hat genaue Einblicke in die Bewegung der Wissenschaft jener Tage tun können und sich, eine freilich nicht ganz ungefährliche Gabe, deren Besitz ihm aber später sehr zustatten gekommen ist, die Fähigkeit erworben, in jedem literarischen Erzeugnis, das ihm vors Auge kam, das Wesentliche schnell herauszufinden, dazu eine große Leichtigkeit im schriftlichen Ausdruck.

Im übrigen nahm doch die Rezensententätigkeit nicht Schroecks gesamte Zeit in Anspruch. Er hörte in Leipzig noch ein Jahr lang Vorlesungen, insbesondere bei den Professoren Johann Friedrich Christ und Johann August Ernesti, die ihn in die Altertumswissenschaften einführten. Ernesti trat er auch persönlich näher.

Mit dem Jahre 1755 schloß Schroeck sein Universitätsstudium ab. Er promovierte in Leipzig zum Magister und schlug die akademische Laufbahn ein, indem er sich ein Jahr darauf mit einer Abhandlung aus dem Gebiet der orientalischen Sprachen habilitierte und alsbald über lektüre sowie über christliche Kirchengeschichte, Gelehrtengegeschichte und Geschichte der Theologie Vorlesungen zu halten begann. Gleichzeitig war er bestrebt, sich nach und nach von dem Dheim freizumachen und auf eigene Füße zu stellen, wozu ihm freilich die außerordentliche Professur, die er 1762 an seiner Universität erlangte, wenig helfen konnte, da sie mit keinem festen Einkommen verbunden war. Andererseits verdankte Schroeck noch der Verwendung des Dheims die Stelle eines Kustos an der Universitätsbibliothek, die ihm besonders deshalb wertvoll war, weil sie den freien Gebrauch der Bibliothek gestattete, den er bei seiner eigenen wissenschaftlich-literarischen Tätigkeit nicht entbehren konnte.

Es sind buchhändlerische Aufträge gewesen, die Schroeck auf die Bahn des Schriftstellers geführt haben; ja, er hebt ausdrücklich hervor, daß seine eigenen Bücher ausnahmslos einen solchen Ursprung gehabt haben. An Anträgen von buchhändlerischer Seite fehlte es denn auch dem jungen Dozenten und gewandten Rezensenten nicht, und Schroeck fügte sich ihnen zunächst wohl hauptsächlich, um seine äußeren Glücksumstände zu verbessern. So gab er Wochenschriften und Übersetzungen mit Anmerkungen oder ohne solche heraus. Ferner zeigte ihm einst ein Buchhändler eine große Reihe von Kupferstichen berühmter Gelehrter und verlangte, daß Schroeck dazu die Lebensbeschreibungen verfasse. So entstand seine erste selbständige Arbeit, die „Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrter“, wovon 1764 und 1765 zwei Bände herauskamen. Zwei Stücke eines dritten Bandes traten später hinzu, und das Ganze ist dann 1790 völlig umgearbeitet

nochmals in zwei Bänden herausgegeben worden. Auch die Anfänge von Schroech's umfangreichstem Werke, seiner christlichen Kirchengeschichte, auf die wir noch zurückkommen, führen in die Leipziger Jahre des jungen Dozenten zurück.

Aber noch immer wollte sich an der erwählten Universität für ihn keine Aussicht auf Vorwärtskommen bieten; nach zehnjähriger akademischer Tätigkeit sah sich Schroech von einer ordentlichen Professur noch beinahe ebenso weit entfernt wie zu Anfang. Inzwischen war auch die Liebe in sein Herz eingezogen; er hatte sich aus tiefer Neigung mit einer jungen Leipzigerin, Friederike Pesshigin, verlobt und wünschte, seinen Hausstand zu begründen. Da kam dann im Jahre 1767 das Angebot einer ordentlichen Professur in der philosophischen Fakultät der Universität Wittenberg zur rechten Zeit. Schroech nahm an, heiratete und übersiedelte Anfang 1768 mit der jungen Frau in die Lutherstadt. Zwar war es die Professur der klassischen Dichtkunst, die er hier bekleiden sollte; allein wozu hatte man bei Christ und Ernesti das klassische Altertum studiert? So lieferte Schroech denn in den nächsten Jahren im Namen der Hochschule die üblichen lateinischen Gedichte auf die hohen Feste und kündigte auch Vorlesungen über die römischen Dichter an, daneben aber nahm er seine Leipziger Kollegien über Kirchengeschichte und orientalische Sprachen wieder auf und fügte ihnen auf Wunsch seiner Zuhörer noch Weltgeschichte hinzu. Allerdings erhob dann gegen jene Vorlesungen, als in ihren Bereich fallend, die theologische Fakultät Einspruch, aber das Oberkonsistorium in Dresden, die der Hochschule vorgesetzte Behörde, wies die Klage der Theologen ab.

Gleichwohl begrüßte es Schroech mit begreiflicher Freude, als er endlich im Jahre 1775 die Professur der Dichtkunst mit der Vertretung des Faches vertauschen konnte, das im Bereiche der philosophischen Fakultät seinen Studien und Neigungen am nächsten lag, ja sich ihnen als einziges anpaßte, nämlich der Geschichte. Doch hing sein Herz noch in dem Maße an Leipzig, daß, als fünf Jahre später der dortige Vertreter der Geschichte Johann Jakob Böhme starb, er alle Mienen springen ließ, um das erledigte Lehramt zu

erhalten, und als er sich einen anderen vorgezogen sah, diese Vereitelung seiner Hoffnungen nur nach und nach verschmerzte. Andererseits wies er Berufungen an die Hochschule in Frankfurt a. D. sowie nach Riga als Prediger und Rektor, die während seiner Wittenberger Tätigkeit an ihn ergingen, ohne Bedenken ab.

So ist Schroeckh der Lutherhochschule erhalten geblieben und hat nicht nur länger als vier Jahrzehnte an ihr gewirkt, sondern ist auch, seit er jene Enttäuschung, die ihm die Schwesteruniversität bereitet, verwunden hatte, ein guter Wittenberger geworden. Keiner war eifriger als er, sich den Geschäften zu unterziehen, mit denen der Sitz in der Fakultät und im Senat der Hochschule verbunden war. Lange übte er das Amt eines Zensors der literarischen Neuerscheinungen an der Universität und noch der nahezu Siebzigjährige ließ es sich nicht nehmen, bei der Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Leukorea im Jahre 1802 dem akademischen Festauschuß vorzusitzen und die Festschrift zu redigieren. Die Belange der Universität waren die seinigen; er legte das größere Gewicht auf die Zugehörigkeit zu dieser, und als man ihm als besondere Auszeichnung den Hofratsitel anbot, lehnte er diesen unbedenklich ab; er kannte keinen höheren Ehrgeiz als Wittenberger Universitätsprofessor zu sein und zu heißen.

Schroeckh war ein überaus fleißiger Dozent. Nachdem er die Professur für Geschichte übernommen hatte, ließ er zwar seine Vorträge über die alten Dichter fallen, setzte aber die Vorlesungen über Kirchengeschichte, Geschichte der Theologie und Gelehrsamkeit, sowie christliche Archäologie fort, zu denen dann die im engeren Sinne geschichtlichen Disziplinen, deutsche Reichsgeschichte, europäische Staatengeschichte, sächsische Landesgeschichte, sowie Diplomatie hinzutraten. Täglich las er drei Stunden, wobei er seine Vorlesungen so verteilte und anordnete, daß jede einzelne Vorlesung innerhalb von drei Jahren mindestens einmal vorkam, die wichtigsten jedoch in diesem Zeitraum zweimal gelesen wurden. Schroeckh nahm bei dieser Anordnung darauf Rücksicht, daß damals — an Stelle einer früher sehr viel ausgedehnteren Studienzzeit — das akademische Triennium sich zuerst tatsächlich durchsetzte und

endlich, im Jahre 1793, auch gesetzlich festgesetzt ward. Jeder Student konnte also, wenn es ihn gelüstete, Schroech's sämtliche Vorlesungen hören, und es scheint, daß die Musensöhne von dieser Möglichkeit weitgehenden Gebrauch gemacht haben. Wohl nur wenige Jünglinge sind in jenen Jahrzehnten nach Wittenberg gekommen, ohne den Hörsaal des gefeierten Geschichtsprofessors aufzusuchen. Schroech, der selbst in seinen späteren Jahren das Katheder nie unvorbereitet betrat, trug frei vor, ohne zu diktieren; er bot in leichtfaßlicher Form eine zwischen dem Zuviel und Zuwenig glücklich getroffene Auswahl, wie sie nur dem möglich ist, der seinen Stoff gründlich und nach allen Seiten hin beherrscht. Für das einzelne verwies er auf Kompendien (deren er selbst mehrere abfaßte), unterließ aber nicht, in den Vorlesungen wenigstens auf die wichtigsten Quellen und Hilfsmittel hinzuweisen; eine gründlichere Einsicht in diese gab er in den Privatissimis. Erst in den letzten Jahren des Alternden ließ der starke Zulauf zu seinen Vorlesungen einigermaßen nach.

Nicht minder fleißig und erfolgreich als Dozent war Schroech als Schriftsteller. Von den Anfängen seines literarischen Schaffens, zumal den Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten, war schon die Rede. Auch eine „allgemeine Biographie“ in acht Bänden, die von 1767 bis 1792 erschienen, ist aus Schroech's Feder hervorgegangen. Er hatte sich dabei Plutarch, den er sehr schätzte, freilich an Geschlossenheit und Lebendigkeit nicht erreichte, zum Muster genommen. Von den Darstellungen der allgemeinen Weltgeschichte, die Schroech verfaßte, hat besonders eine vierbändige, mit 100 Kupfertafeln ausgestattete „Weltgeschichte für Kinder“ (zuerst 1779–1784) Beifall gefunden; nachdem sie bei Lebzeiten des Verfassers mehrfach aufgelegt worden war, kam noch nach seinem Tode sein Amtsnachfolger K. H. L. Poeltz der dauernden Nachfrage durch Besorgung einer neuen Ausgabe nach. Auch für die Bearbeitung der Geschichte Italiens, Frankreichs, der Niederlande und Englands, nach der in England entstandenen, damals sehr beliebten allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie und Gray durch Schroech wußte jene Zeit, die noch nicht den gleichen Wert wie die

Gegenwart auf schlechtthin originale Darbietungen legte, dem Bearbeiter Dank, der freilich mit seinen Vorlagen recht selbstherrlich umgesprungen war.

Endlich die „Christliche Kirchengeschichte“, Schroeckhs in jeder Hinsicht bedeutsamste Veröffentlichung, die Frucht mehr als vierzigjähriger hingebender Arbeit. Es ist das umfangreichste Werk, was über diesen Gegenstand vorliegt, heutzutage, auch wenn im einzelnen überholt, doch noch keineswegs veraltet oder unbrauchbar geworden.

Der Entschluß Schroeckhs, eine Geschichte der christlichen Kirche oder der christlichen Religion zu schreiben, und der Beginn der Arbeiten daran reicht bis in die Leipziger Jahre des Verfassers zurück. In dem Augenblick, da er Leipzig verließ, um an die Leukorea überzugehen, erschien der erste Band (Frankfurt und Leipzig 1768). Im Laufe der nächsten 34 Jahre hat Schroeckh dann seine Arbeit, während gleichzeitig von den früheren Bänden wiederholt Neuauflagen erschienen, in insgesamt 35 Bänden bis zum Ende des Mittelalters geführt. Allein dieser Abschluß genügte ihm nicht, sondern er legte trotz seines hohen Alters noch Hand an die Bearbeitung der neueren Kirchengeschichte seit der Reformation. Er vollendete von dieser in sechs Jahren acht Bände, die die Darstellung bis tief ins 18. Jahrhundert hineinragen; die am 7. Juli 1808 gezeichnete Vorrede des achten Bandes gibt der Erwartung Ausdruck, den Schluß des ganzen Werkes nebst Zeittafeln und einem allgemeinen Register in Jahresfrist vorlegen zu können. Allein das ist dem Rasstlosen nicht mehr vergönnt worden. Doch hat dann H. G. Tzschirner, der von 1803 bis 1809 der Wittenberger theologischen Fakultät angehörte und somit als Schroeckhs Amtsgenosse dessen letzte Jahre miterlebt hat, die Kirchengeschichte in zwei weiteren Bänden (bis 1812) im Sinne des Verstorbenen zu Ende gebracht.

Wenn Schroeckh einmal seinem Amtsvorgänger in Wittenberg, Johann Daniel Ritter, eine „gleichsam historische Seele“ beilegte, so trifft diese Bezeichnung in noch höherem Grade auf ihn selbst zu. Wie der vertraute Freund seiner letzten Jahre, Karl Ludwig Nitsch, erzählt, mußte alles, was in jenem haften oder ihn interessieren

sollte, entweder Geschichte sein oder erst Geschichte werden und eine historische Form annehmen. Der Spekulation war Schroech wenig zugänglich, über Kants „Vernunftkritik“ machte er sich lustig und verübelte es der Philosophie, wenn sie ihre Gesichtspunkte in die historische Betrachtung hineinbringen wollte. Ebensovienig vermochte er sich mit dem Nationalismus zu befreunden; denn auch sein Christentum stand auf geschichtlicher Grundlage. Er war Supranaturalist, sein Glaube beruhte auf der heiligen Geschichte, die ihn zuerst entwickelt und befestigt hatte.

Im Gegensatz zur älteren kirchlichen Geschichtsschreibung, die, von einem vorausgesetzten Grundgedanken ausgehend, in der Kirchengeschichte den Kampf des Teufels oder Antichrists und der Mächte der Finsternis gegen das Licht zur Anschauung bringen will, kommt im 18. Jahrhundert eine Geschichtsschreibung auf, die auch in der christlichen Kirche das Geschehen aus dem inneren Gang seiner Entwicklung nach den verschiedenen Momenten, die sein geschichtliches Dasein bestimmen, zu begreifen sucht; die in der ungeheuren Masse des Materials, das die ältere Geschichtsschreibung zusammengehäuft hatte, das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, den rohen Stoff kritisch zu sichten sich bestrebt, das einzelne unter verschiedene Gesichtspunkte stellt und das Ganze in eine leichtere, gefälligere Form gießt.

Hierin ist Johann Lorenz Mosheim vorangegangen. Auf seinen Schultern steht Schroech. Dieser übernimmt von seinem Lehrer noch die Hauptabschnitte der christlichen Kirchengeschichte, die Mosheim bei Konstantin, Karl dem Großen und Luther gemacht hatte. Andererseits läßt Schroech als erster die herkömmliche Einteilung nach Jahrhunderten (Zenturien) als äußerlich und bedeutungslos, ja störend fallen, womit er nun erst wahrhaft Freiheit für die Handhabung des Stoffes erhält. Doch erst allmählich, wie die Bände nacheinander ausgingen oder von den älteren neue Auflagen erforderlich wurden, macht er sich völlig zum Herren über den Stoff, den er dann nach folgenden acht Gesichtspunkten zerlegt: Abriss der bürgerlichen Geschichte; Geschichte der Wissenschaften und Künste; Geschichte der Ausbreitung des Christentums; Geschichte der römi-

schen Päpste und des Klerus; Geschichte des Kirchenrechts; allgemeine Geschichte der Religion; desgleichen der Theologie; endlich die Religionsstreitigkeiten. Über dieser Einteilung stehen dann die vier großen, durch ihre Wesensart scharf voneinander geschiedenen Zeiträume: die drei ersten Jahrhunderte des Christentums als die ideale Zeit, in der alles von der Religion selbst herkam; dann das zweite Zeitalter bis zu Karl dem Großen, das unter der Herrschaft der sich selbst überlassenen Neigungen der Befenner des Christentums steht, während das darauffolgende „eiserne Zeitalter“ seine bestimmende Eigenart durch die Herrschaftsucht und den Eigennus der „Lehrer“, d. h. der Päpste und des Klerus, erhält; es wird beendet durch Luthers Auftreten, das ganz neue Zustände schafft, so zwar, daß fortan entscheidend wird die Freiheit in der Beurteilung und Ausübung der Religion, die die Christen einander streitig machen.

Die einzelnen Begebenheiten stehen bei Schroeckh nicht mehr wie zufällig nebeneinander, sondern er schreibt „pragmatische“ Geschichte, d. h. er geht den Ursachen und Triebfedern des Geschehens im einzelnen nach und bringt die Begebenheiten in ihren dadurch bedingten inneren Verknüpfungen zur Anschauung und gleichzeitig zur Nutzenanwendung. Denn auf den Nutzen, den die Geschichte, und nach seiner Ansicht besonders die Kirchengeschichte, für die Nachlebenden hat, legt Schroeckh großes Gewicht. Durch die Geschichtsbetrachtung sollen wir uns vor allem selbst kennenlernen. „Die Geschichte“, sagt Schroeckh in der Einleitung zur christlichen Kirchengeschichte, „hat überhaupt eine anziehende und reizende Kraft, durch welche wir vor allen anderen Kenntnissen zu ihr hingezogen werden. Wir sind deswegen so neugierig zu erfahren, was sich seit dem Anfange des menschlichen Geschlechts unter demselben zugetragen hat und noch täglich zuträgt, weil wir unter stets veränderten Personen und Auftritten nur immer unser eigenes Herz, unsere Neigungen, Leidenschaften oder Tugenden zu sehen glauben“. Man versteht angesichts dieser Auffassung auch, daß Schroeckh in seinen Geschichtswerken dem biographischen Element einen fast über Verhältnis ausge dehnten Spielraum gewährt. Die Kirchengeschichte wird bei ihm in weitem Umfang zu einer Geschichte der christlichen Religions-

Lehrer, deren Lehren und Meinungen, wie sie in ihren Schriften hinterlegt sind, der Reihe nach entwickelt werden, worüber dann die Entwicklung des Lehrbegriffs insgemein zu kurz kommt.

Diesem Mangel, wie auch dem Subjektivismus, zu dem Schroech's pragmatische Geschichtsbetrachtung nur allzu leicht führt, und dem Fehlen philosophischer Vertiefung stehen erhebliche Vorzüge gegenüber. Schroech's Schriften zeugen von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, sie stützen sich auf ein ebenso umfassendes wie gewissenhaftes Studium der Quellen, nicht zwar des urkundlichen Materials, aber doch des gedruckten Schrifttums, das so vollständig wie möglich zu beschaffen Schroech keine Mühe scheute. Dazu zeichnet ihn sittlicher Ernst und unbestechliche Wahrheitsliebe aus; trotz seiner unwandelbaren Anhänglichkeit an das Luthertum sucht er doch auch den Gegnern gerecht zu werden; auch sie stehen unter dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Sie sind ihrer großen Masse nach „Irende“, denen man „Mitleiden und nützliche Dienste zu ihrer Aufklärung“ schuldig ist. Endlich legt Schroech auf gefällige Form und anmutige Darstellung Wert und bemüht sich, ein klares, verständliches Deutsch zu schreiben. Man folgt seinen Ausführungen meist mit Vergnügen und vermist gern jene französischen und lateinischen Floskeln und Brocken, ohne die die ältere deutsche Geschichtsschreibung nicht auskommen zu können vermeinte.

Einfach in seinen Gewohnheiten, frugal und mäßig in seinen Genüssen führte Schroech das eingezogene, streng geregelte Leben des Gelehrten. Treu stand ihm bis an sein Lebensende die ihm in inniger Liebe verbundene Gattin, deren Hand er einst nicht ohne Schwierigkeiten, ja, wie Niksch andeutet, romantische Zwischenfälle gewonnen hatte, zur Seite. Sie hatte ihm vier Kinder geschenkt, die aber schon in frühester Jugend die kaum begrüßte Erde wieder verließen. Nur eins der Kinder, ein Töchterchen, das dem Vater besonders lieb war, durfte er bis in ihr viertes Lebensjahr behalten; daß dann auch sie ihm genommen wurde, war der tiefste und nachhaltigste Schmerz, der Schroech je betroffen hat. Er war nicht ohne gesellige Neigungen und Talente, zog sich jedoch mit zunehmendem Alter mehr und mehr aus den geselligen Zirkeln zurück

und beschränkte seinen Verkehr auf eine kleine Anzahl gleichalteriger Amtsgenossen, wie des „Ordinarius“ der Juristenfakultät Wiesand, des Mediziners Leonhardi und des Theologen Volkmar Reinhard. An die Stelle des letzteren trat nach dessen Berufung in die Landeshauptstadt als Oberhofprediger der schon genannte, wesentlich jüngere Karl Ludwig Nitsch, der dann nach Schroeckhs Tode das Bild des älteren Freundes aus der genauen Kenntnis des vertrauten Umgangs heraus gezeichnet hat.

Das tägliche Leben Schroeckhs spielte sich größtenteils in seinem Arbeitszimmer ab. Zu diesem pflegte er das bestgelegene und geräumigste Zimmer seiner Wohnung zu wählen. Die Ausstattung war einfach, aber bequem. Wie Nitsch vermerkt, trennte sich Schroeckh nie von seinem einst schon nach Wittenberg mitgebrachten Hausrat. Den Ernst des gelehrten Nützeugs an Büchern, Mappen usw., das das Zimmer barg, linderten blühende Gewächse, die nie fehlen durften. Von den Wänden herab grüßten die Bilder solcher Männer, die Schroeckh vorzugsweise schätzte und verehrte: Luthers, Grotius', seines Lehrers Mosheim und Ernestis, des Lehrers und Freundes.

Im Sommer wie im Winter begann Schroeckh sein Tagewerk um 5 Uhr, schrieb oder beschäftigte sich mit Vorbereitungen zu den schriftstellerischen Arbeiten, bis die Zeit für die Vorlesungen des Vormittags, die im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr begannen, herannahte. Nach Erledigung der Vorlesungen pflegte Schroeckh zum Zweck der Erholung sich einen kleinen Umweg zu gönnen, bevor er nach Hause und zu seiner Schriftstellerei zurückkehrte, die ihn dann bis gegen Mittag beschäftigte. An das einfache Mittagmahl schloß sich Mittagsruhe bis 1 Uhr; es folgte der Regel nach eine etwa einstündige Spazierfahrt in Begleitung der Gattin oder eines Freundes. Um 3 Uhr nochmalige Vorlesung, zuweilen im Anschluß daran noch ein Privatissimum. Der Rest des Tages war dann, nur durch die kurze Abendmahlzeit unterbrochen, wiederum der literarischen Arbeit geweiht, bis der Gelehrte um 9¹/₂ Uhr die Feder niederlegte und, nachdem er noch eine Zeitlang meditierend umhergegangen, gegen

10 Uhr das Lager aufsuchte. Sonntags besuchte Schroech regelmäßig den Gottesdienst; im übrigen erlitt der geschilderte Tagesverlauf nur selten eine Unterbrechung, so, wenn das Ehepaar das benachbarte freundliche Wörlitz besuchte; auch wurde wohl einmal eine weitere Reise, nach Leipzig oder Dresden unternommen. Im übrigen trug Schroech Sorge, durch Halten von Zeitschriften und Zeitungen sich über die Bewegungen in der Wissenschaft und die Ereignisse des Tages auf dem laufenden zu erhalten; auch unterhielt er einen ausgedehnten, den gleichen Zwecken dienenden Briefwechsel. Und nicht selten unterbrach die Einförmigkeit des täglichen Tagesablaufs der Besuch eines Fremden, der sich neben den sonstigen Sehenswürdigkeiten Wittenbergs auch die Bekanntschaft des berühmten Gelehrten nicht versagen wollte.

Schroech's Auftreten war gemessen und würdevoll ohne Geziertheit. Er kleidete sich sorgfältig und legte Wert auf ein gefälliges Äußere. Seine sprechenden Gesichtszüge verrieten einen regsamen, stets wachen Geist. Er war nicht ohne Selbstgefühl, und oft schwebte ein feiner Zug von Ironie um seine Lippen; er beanspruchte wohl, wo er sich zeigte, als überlegen anerkannt zu werden; aber natürliches Wohlwollen und die freundliche Teilnahme, die er auch für den Geringsten hatte, schloß jede Schärfe aus. Er war von mittlerer Größe und regelmäßigem Bau. Ein von Haus aus kräftiger und durch große Mäßigkeit gesund erhaltener Körper ließ ihn ohne größere Beschwerden die Schwelle des Greisenalters erreichen und überschreiten. Noch im Jahre 1805 sehen wir Schroech den russischen Kaiser Alexander I., als dieser auf einer Reise durch Deutschland Wittenberg berührte, als Vertreter der Universität begrüßen. Und zu Anfang des folgenden Jahres konnte Schroech in voller Frische an Geist und Körper unter lebhafter Teilnahme weiter Kreise sein fünfzigjähriges Dozentenjubiläum begehen. Erst die Leiden, die das nämliche Jahr in seinem weiteren Verlaufe wie über ganz Mitteldeutschland, so auch über Wittenberg brachte, und die Beeinträchtigung in seinen Lebensgewohnheiten und Bequemlichkeiten durch die kriegerischen Wirren mit ihren Truppendurchmärschen, Einquartierungen usw. wurden

für den Greis verhängnisvoll. Das Herz des vaterländisch Fühlenden blutete, da er die Staatsformen, in denen er alt geworden war, stürzen und an Stelle der gewohnten öffentlichen Ordnung das Chaos erstehen sah. Trotzdem fuhr Schroeck, von dem Verlangen beseelt, die so spät begonnene Ausarbeitung der neuesten Kirchengeschichte noch zu vollenden, auch in diesen schwierigen Zeiten fort, seine geistigen und physischen Kräfte bis zum äußersten anzustrengen. Die natürliche Folge war, daß der Körper zu versagen begann. Schon im Sommer 1807 mußte Schroeck die gewohnten Vorlesungen einstellen und seine literarische Tätigkeit einschränken. Im Winter darauf traf ihn ein Schlagfluß. Doch erholte er sich nochmals und konnte, wie schon erwähnt, noch Anfang Juli 1808 einen neuen Band seiner „Kirchengeschichte“ hoffnungsvoll in die Welt senden. Aber nur wenige Wochen später, am 27. Juli 1808, seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag, führte ein Sturz von der Bücherleiter seines Arbeitszimmers die Katastrophe herbei. Den neuen Unfall konnte der geschwächte Körper nicht mehr verwinden, und nach sechstägigem Leiden gab Schroeck in der Nacht zum 2. August 1808 seinen Geist auf.

Literatur.

Eine kurze Lebensskizze Schroecks habe ich in meiner „Geschichte der Universität Wittenberg“ (Halle, Niemaier 1917) S. 601—605 entworfen und daselbst S. 601 Anm. 2 die einschlägige Literatur verzeichnet. Zu dieser seien noch hinzugefügt die Nekrologe auf Schroeck von R. H. L. Poelitz (Wittenberg 1808) und von einem ungenannten Verfasser in der „Allgemeinen Zeitung“, Jahrg. 1808 Nr. 247—248 S. 985—989.

Walter Friedensburg.





Johann Matthias Schroech